

REPORTAGE

BELGIEN

Das Wohnzimmer der Versprengten

Text: Tobias Müller Fotos: Alexander Stein

Asylbewerber statt Geschäftsreisende: Mit seinen momentanen Gästen ist der Betrieb in der Brüsseler „Auberge Autrichienne“ ziemlich aus dem Takt geraten. Ein Besuch in einem außergewöhnlichen Provisorium.

Draußen wird es dunkel. Der Abend ist zugig, doch die Tür zur Straße steht wie immer offen. Niemand sah den fliegenden Händler kommen. Der kleine Chinese trägt einen Hut und zieht einen Rollwagen hinter sich her durch den Gang. Sein watschelnder Gang findet erst Beachtung, als er das leere Buffet erreicht. Beiläufig greift er in seine Taschen, holt ein paar billige Plüschhunde hervor und zieht sie auf. So unbeholfen wie ihr Herrchen tänzeln sie kopfwackelnd zu blecherner Kirmesmusik über die Anrichte. Das kleine Mädchen am Ecktisch freut sich trotzdem. Die drei Frauen neben ihr auch. Im Nu hat der Händler sie in ein Verkaufsgespräch verwickelt. Eigentlich ist das an diesem Ort ein zweckloses Unterfangen, das weiß er. Doch dann klinkt sich vom Nachbarisch aus der Nachtportier ein. Nach kurzem Feilschen dackelt ein brauner Hund zu dem Mädchen.

Improvisation ist zum Leitmotiv geworden in der Auberge Autrichienne, einem schlichten Zwei-Sterne-Hotel nahe des Bahnhofs Bruxelles Midi. Pushta, der junge Rezeptionist, der soeben den kitschigen Spielzeughund

ersteigert hat, erreicht seinen Arbeitsplatz nur, indem er sich bückt. Nicht etwa aus Ehrfurcht vor König Albert, dessen Portrait hinter der Rezeption an der Wand hängt, sondern weil die Tresenklappe sich nicht mehr öffnen lässt. Kleine Probleme bringen hier niemanden aus dem Gleichgewicht. Wieso auch, wenn der Betrieb seit Monaten aus dem Takt geraten ist? Eigentlich bietet das Hotel Geschäftsreisenden und Wochenendtouristen Unterkunft. Doch seit im Mai Fedasil, die staatliche Auffangbehörde für Asylbewerber, erstmals zwei Zimmer für einige Flüchtlinge anmietete, sind es stetig mehr geworden. „Hier“, Pushta weist auf die Rezeptionsliste, „alle markierten Zimmer sind von Fedasil. Zurzeit haben sie 18 von 25. 55 Flüchtlinge wohnen hier, Männer, Frauen, und Kinder.“

In Belgiens Asylzentren herrscht seit einem Jahr eine akute Auffangkrise. Die Zahl der Anträge bewegt sich auf einem Dauerhoch, wozu nicht zuletzt die aktuelle Regularisierung von Altfällen beiträgt. Die Regierung bemühte sich um neue Kapazitäten, zwischenzeitlich brachte man Asylbewerber sogar in Obdachlosenheimen unter. Im Frühjahr griff man erstmals auf Hotels in der Hauptstadt zurück. Ein halbes Jahr später leben mehr als 1.100 Flüchtlinge in 20 Gasthäusern. Ein Provisorium im Provisorium gewissermaßen, denn natürlich will die Regierung diesen Zustand so schnell

es geht beenden. Bis Jahresende sollen 1.200 neue Auffangplätze entstehen. Nur hinter vorgehaltener Hand sagt man bei Fedasil, dass die Hotelunterbringung für noch mehr Neuanträge sorgt. Unterdessen muss die Belegung der Zimmer nicht nur auf deren Verfügbarkeit abgestimmt werden, sondern auch auf die Profile der Asylbewerber. Fedasil versucht, jeder Familie ein Zimmer gemeinsam zu geben. Alle anderen werden gemischt. Für zahlreiche Flüchtlinge bedeutet das Hotelhopping im Großraum Brüssel - angesichts ungewisser Rahmenbedingungen ein Lotteriespiel.

Die Auberge Autrichienne scheint dabei hoch im Kurs zu stehen. „Dieses Hotel ist wirklich gut. Die Besitzer und die Rezeptionisten sind freundlich. Sie helfen uns, wo sie können“, sagt Sara. Das Lob kommt aus berufenem Mund: für die Gabunerin ist es bereits die dritte Unterkunft dieser Art. Und nach der letzten konnte es nur noch aufwärts gehen: einen Monat verbrachte sie in einer Filiale der Kette „Formule 1“ draußen am Flughafen Zaventem, mit rund 200 Flüchtlingen eins der großen Asylhotels. „Dort behandelten uns die Rezeptionisten wie Tiere“, klagt Sara. „Gab es ein Problem, holten sie gleich die Polizei. Und einmal kam eine Frau von einer Hilfsorganisation vorbei, um unsere Lebensbedingungen zu kontrollieren. Da riefen sie dann sofort die anderen Hotels an, um sie zu warnen.“

Natürlich prägt auch hier der Standard das Urteil. Und der von Sara misst sich daran, dass sie nicht allein auf den Bescheid ihres Asylantrags wartet. Vor zwei Tagen schon hätte ihre Tochter geboren werden sollen. „Ich habe gerade ziemlich starke Wehen“, erzählt sie. Woher die groß gewachsene Frau mit dem Turban das Lachen holt, bleibt ihr Geheimnis. Vielleicht beruhigt sie der Umstand, dass das Krankenhaus „Saint Pierre“, in dem sie ihr Mädchen zur Welt bringen wird, im Nachbarbezirk liegt? Vom Flughafen aus hätte sie eine ganze Stunde bis dorthin gebraucht. Also ist sie froh mit dem, womit sie ohnehin Vorlieb nehmen muss. Zwar hat Sara nicht immer warmes Wasser, doch dafür bewohnt sie ein Zimmer allein mit ihrem Mann.

„Von sechs Euro in Gutscheinen am Tag wird eine schwangere Frau nicht satt.“

Saras Hände spielen mit dem langen, goldenen Schlüssel, der vor ihr auf dem Tisch liegt. Daneben zeugt eine leere Suppenschüssel von der Harira, die sie gerade verspeist hat. Zumal im Ramadan kocht hier jeden Abend jemand eine Fastensuppe. Einer der wichtigsten Vorzüge der Auberge ist, dass die Flüchtlinge die Ho-

Privatsphäre gibt es hier keine: Wer nicht mit seiner Familie kommt, muss sich ein Zimmer mit bis zu vier vollkommen Fremden teilen.



telküche benutzen dürfen. „Von sechs Euro in Gutscheinen am Tag wird eine schwangere Frau nicht satt“, sagt sie, und lacht schon wieder. Auch die gelegentliche Versorgung durch eine Gruppe von Médecins sans Frontières reicht hinten und vorne nicht aus. Wenn Sara etwas fehlt, geht sie ins Krankenhaus. Doch immerhin muss sie nicht mehr im Lager wohnen. Dort hatte sie sich im Sommer eine Infektion eingefangen, bevor sie aus Platzmangel ins Hotel zog.

Draußen auf den Gehsteigen ist es voll geworden. Nachtbetrieb im Ramadan: Teesalons und Tajinestuben sind brechend voll. Die Avenue de Stalingrad ist ein maghrebinischer Mikrokosmos, das Ergebnis eines anderen Provisoriums, das einst mit den herbeigerufenen Arbeitsmigranten begann und sich verfestigte, als diese sich dauerhaft niederließen. Die Belegschaft der Auberge hat dagegen niemand gerufen. Sie gehören zu einer anderen Kaste von Fremden. Der Kontakt zwischen beiden beschränkt sich auf die Lebensmittelgutscheine, die die Gemüsehändler der Umgebung als Ersatzwährung akzeptieren. Ansonsten sind die alten Migranten in ihrem staubigen, undeckelten Ghetto zwar nicht sonderlich gut gelitten, doch auf ihre eigene Weise etabliert.

Die Neuankömmlinge sind verglichen mit ihnen wie Aliens. Mitten an der belebtesten Ecke des Viertels liegt ihre Auberge, doch die Wenigs-

ten tauchen darin ein. Eher bleibt man im Frühstücksraum hängen, in dem sich bis vor zwei Jahren ein österreichisches Restaurant befand. Eine absurde Vorstellung, wie sich habsburgische Küche in diesem Couscous-Atoll behaupten soll. Und so machten die Betreiber vor zwei Jahren den Laden dicht, um sich fortan allein dem Hotel zu widmen, das einst österreichischen Truppen Unterkunft und Verpflegung bot. Heute ist hier das Wohnzimmer der Versprengten. Ein permanenter Warteraum, in dem unter Kronleuchtern und Stuck das Frühstück gereicht wird. Am Rest des Tages bietet es durchgehend warme Sitzplätze, einen Fernseher, Kaffee und Tee oder Milch für die Kinder.

Wenn Maurice kommt, gibt es sogar Internetzugang. Seinen Laptop hat er immer dabei, und während er in der Küche am Abendessen Hand anlegt, schreiben die jüngeren Asylbewerber darauf E-Mails. Maurice ist in Marokko geboren, lebt aber seit vielen Jahren in Brüssel und ist ein guter Bekannter der pakistanischen Hoteliers. Seit die Asylbewerber da sind, kommt der Mittvierziger jeden Abend für ein paar Stunden in die Auberge. Tagsüber verkauft er als Immobilienmakler Eigenheime und Büroräume. Danach kocht er hier Harira, trinkt Kaffee, redet. „Ich mag das Soziale. Ich verbinde die Leute“, sagt er, und die „Maurice“-Rufe aus allen Ecken des Raums scheinen ihm Recht zu geben. Tat-

sächlich ist er ein wandelndes Amalgam. Er beherrscht die sprachlichen Codes und den Gestus der arabischen Flüchtlinge ebenso wie den Small Talk der Travellers. Dieses Grenzgängertum sieht man ihm an. Mit den langen gelben Locken, Muschelkette und seinem markanten Furchengesicht hat Maurice die Aura eines weit Gereisten. Am nächsten Tag schaut er in seiner Mittagspause im Hotel vorbei. Der elegante weiße Anzug und die gestreifte Krawatte deuten an, dass er auch auf dem Businessparkett zu Hause ist.

Tiefer Teppich schluckt die Schritte im schwach beleuchteten Treppenhaus. Im ersten Stock sitzt ein Mann auf dem Flur. Reglos, mit hoch gezogenen Schultern und gebeugtem Kopf. Um ein Uhr, um drei Uhr. Vielleicht schläft er. Es gibt Gründe, die Nacht auf dem Gang zu verbringen. Ganz sicher in Zimmer 15, wo jeder gerade noch aus einem Pulverfass entkommen ist. Kurden, Irakis, ein Afghane: das Krisengebiet des Hauses, hier ist die Auberge nichts als ein Flüchtlingslager. Fünf Männer in einem Doppelzimmer, der, der als letzter dazu kam, hat nichts als eine Matratze auf dem Boden. Zwischen den Betten liegen Kartons mit Lebensmitteln, auf denen das EU-Logo prangt. Milchflaschen umrahmen das Telefon auf dem Nachttisch.

„Entschuldige die Unordnung. Zu fünft können wir diesen Raum nicht

mehr sauber halten“, sagt Hassan zur Begrüßung. Und es gibt wahrhaftig wichtigeres zu tun. Rauchen zum Beispiel, zur Beruhigung. Vor zwei Monaten eröffneten schiitische Milizen in Bagdad das Feuer auf den 40-Jährigen, weil sie ihn für einen US-Spion hielten. Er verlor eine Niere, sein Leben behielt er so eben, und genau so knapp setzte er sich ab. Doch seine Frau und Kinder weiß er in Bagdad, und keineswegs in Sicherheit. Der Gedanke an sie zerfrisst ihn. Unter Tränen zeigt der bärtige Mann erst auf seinen Ehering, dann auf die Zigaretttenpackung und greift nach dem Feuerzeug. Er raucht und hustet in einem fort.

Das offene Fenster verspricht den Nichtrauchern Linderung, und ist doch ein neuer Fluch. Wo ein Bahnhof ist, sind Schienen nicht weit, und die zum dreihundert Meter entfernten Bruxelles Midi verlaufen direkt hinter der Seitenwand der Auberge. Wer ein Zimmer mit Bad hat, kann bei der Morgentoilette den Pendlern auf die Zeitung schielen. Nur für die Stunden vor der Dämmerung setzt es aus, das An- und Abrollen der Züge, ansonsten ist es immer präsent. Wie die Gezeiten in einer Welt der Mobilität, und unmittelbar daneben dieses Hotel, eine Insel der Wartenden in einem bewegungslosen Meer, das Asylverfahren heißt. Offenes oder geschlossenes Fenster? Rattern oder Rauch? Einen Tod muss die Nachtruhe sterben.

REPORTAGE

Schlüssel zum Glück?
Nicht nur in der Auberge
Autrichienne bedeutet das
Leben als Asylbewerber vor
allem Trostlosigkeit.



Draußen tut sich die Avenue de Stalingrad schwer mit dem Aufwachen. Die Teesalons bleiben geschlossen, von den Gemüseläden gibt es nur eine Notbereitschaft, und auch im Frühstücksraum herrscht Stille. Zumal zwei Sanitäter soeben die achtjährige Tochter einer Sudanessin abholten, die seit einem Tag Lähmungserscheinungen hat und jedes Essen verweigert. Erst Madame Filipa bleibt es vorbehalten, der Szenerie neues Leben zuzuführen. Die Sizilianerin, seit 20 Jahren hier angestellt, ist für den neuen Tag, was Maurice am Abend war. Mit einer Mischung aus Energie und Empathie entert sie die Auberge, küsst Pushta zum Schichtwechsel auf die Wangen, scherzt mit Sara, ob ihr Kind noch immer nicht kommen wolle. „Wie viel Tage bist du drüber?“ - „Jetzt drei!“ - Mit weißer Schürze und ausladenden Gebärden weist Madame Filipa einem jungen Iraki seinen Platz an. „Saddam Hussein“, diesen Spitznamen ruft sie ihm quer durch den Raum zu. Er grinst. Madame Filipa lacht. „C'est moi que commande içi“, fügt sie an.

Offiziell liegt das Kommando in der Hand von Zarina Nayani, einer kleinen kurzhaarigen Frau im türkisfarbenen Kleid mit dezentem Goldschmuck. Unverblümt nimmt sie unter dem schief hängenden Ölgemälde eines Strandes im Frühstücksraum Platz und erläutert ihre Betriebsphilosophie. „Für uns sind die Flüchtlinge

Gäste wie alle anderen“, beginnt sie. Obwohl sie nichts weniger sind als das, liegt in diesem Satz doch ein Schlüssel zu diesem eigenartigen Provisorium. Natürlich helfen sie und ihre Belegschaft wo sie können, sagt Zarina. Doch die täglichen Handgriffe, die Zubereitung des Frühstücks und die Zimmerreinigung, all das geschieht mit der größten Selbstverständlichkeit und nicht minder professionell, als seien die Gäste Geschäftsreisende. Im Übrigen verdient sie 30 Euro pro Nacht und Asylbewerber. Das ist weniger als sonst, doch die Überbelegung vieler Zimmer gleicht das wieder aus. Finanziell, sagt die Besitzerin, hilft der Deal mit den Flüchtlingen.

„Für uns sind die Flüchtlinge Gäste wie alle anderen.“

Doch gerade weil es bei alledem auch ums Geschäft geht, sorgt Zarina sich inzwischen um ihren Ruf. Dass Fedasil nicht ewig drei Viertel ihrer Zimmer mietet, liegt auf der Hand. Und dann ist ein Image als ‚Asylhotel‘ nicht eben geschäftsfördernd. In die Melange aus wirtschaftlichem Interesse und Mitmenschlichkeit mischt sich indes eine dritte Komponente: Zarina Nayani und ihr Mann kamen in den 1970ern aus Pakistan nach Belgien. Dass 2009 in der Auberge niemand

ein Glas Wasser verwehrt wird, hängt damit direkt zusammen. „Das ist unsere Kultur.“ Auch die Angestellten des Hotels sind Migranten, und das prägt das Verhältnis zu den Flüchtlingen: „Alle kennen schwierige Situationen in verschiedenen Ländern. Und dann wissen wir natürlich auch, wie es ist, hier fremd zu sein.“

Es sind die Mittage, an denen die Zeit in der Auberge zähflüssig wird. Die Meisten haben sich auf ihre Zimmer begeben, die alltägliche Passivität lastet auf der Stimmung. Bei Sara zeigt sich noch immer nichts als Wehen, die Zimmerdecke fällt ihr auf den Kopf, sie hadert mit einem Leben, in dem die Austeilung der Essensgutscheine den Höhepunkt der Woche markiert. Im Wohnzimmer trifft sie auf einen jungen Mann mit gescheittem Haar, elegantem weißen Hemd und beiger Hose. Auch Jan Habibullah ist dieser Zustand unerträglich. Daher schaut er nur noch nach vorne, was soll er auch mit den alten Geschichten aus Kandahar, den Taliban, die ihn bedrohten, festhielten, und als letzte Warnung sein Haus abbrannten? Wie seinem Zimmernachbarn Hassan haftete auch ihm der Vorwurf an, ein Kollaborateur zu sein.

Jan, der sein gepflegtes Englisch einem Privatunterricht verdankt, übersetzte in der Taliban-Hochburg Kandahar für die US-Truppen. Heute ist er der Dolmetscher der Auberge Autrichienne. In den drei Wochen, die

er hier wohnt, hat er Arabisch gelernt und sein Farsi verbessert. Er begleitet seine Schicksalsgenossen zum Arzt und aufs Amt, und als Einziger hier durchstreift er die Straßen der Umgebung. Ein niederländisches Paar, das er im Hotel traf, ließ sich von ihm Tipps geben. Auch ohne Geld geht Jan in Cafés und Galerien, besieht sich Geschäfte und Basare, spricht Menschen an, schließt Bekanntschaften. Entschlossen, in ein neues Leben zu investieren und seine Frau und die Kinder nachzuholen. Die Auberge ist hilfreich dabei - und doch Teil des Problems. Niemand bringt dieses ambivalente Provisorium so auf den Punkt wie Jan. „Die Leute hier sind sehr gut zu uns. Wir leben wie eine Familie in diesem Hotel. Aber eins ist klar: niemand ist zu seinem Vergnügen hier.“

Tobias Müller berichtet für die woxx aus Belgien und aus den Niederlanden.